

Wohnen mit Erinnerungslücken

Ein Besuch in einer Wohngemeinschaft für Demenzkranke



Spitzendeckchen und ein wenig Nippes statt dreckigem Geschirr und Partys. Diese Wohngemeinschaft ist anders. Denn die Bewohner sind Demenzkranke, ihre Gäste sind ausgebildete Pflegekräfte.

In allen Grautönen lächelt die Frau in der weißen Uniform und der Haube aus dem Bilderrahmen heraus. Eine hübsche, junge Krankenschwester, die vielleicht gerade erst ihre Ausbildung abgeschlossen hat. Und sich freut auf die Dinge, die jetzt noch kommen werden. „Das bin ich“, sagt Hannelore Schumacher mit einem stolzen Lächeln, das sie der Frau auf dem Foto näher kommen lässt. Doch das junge Mädchen und die Frau von heute trennen mehrere Jahrzehnte und die Krankheit der Erinnerungslücken: Demenz.

Genau wie Hannelore Schumacher bringt das Leiden unserer alternden Gesellschaft viele Menschen weg von ihrem Zuhause, in ein Pflegeheim, eine Senioren-

residenz. Die Namen solcher Orte sind unterschiedlich, die zugehörigen Geschichten schüren die Angst vor dem Älterwerden. Auch Hannelore Schumacher war einmal in einem Heim: „Da hatte ich es satt.“ Während sie das sagt, hält die Seniorin schützend die Hände vor ihren Kopf. Dann entspannt sie sich wieder. Hannelore Schumacher wohnt in einer Demenz-Wohngemeinschaft in Dortmund-Westerfilde.

Im Gegensatz zu einem Heim gibt es in einer WG keine Mehrbettzimmer, keine festen Essenszeiten, keine Zwänge und keine ruhig stellenden Medikamente. „So etwas brauchen wir hier auch nicht“, sagt Timo Haselbauer, Pflegedienstleiter beim Pflegedienst Francisca Günther. Der Dienst betreibt drei Demenz-Wohngemeinschaften, in Dortmund-Westerfilde, in Dortmund-Scharnhorst und in Wuppertal.

Die Räume in Westerfilde beherbergen Zimmer für acht Bewohner, einer davon ist Hannelore Schumacher. Und in ihren vier Wänden darf die Seniorin be-





stimmen. Der Schrank, der Tisch mit dem adretten weißen Deckchen, die Sessel, all das gehört Schumacher selbst. „Hier habe ich alles, was mich an meine Wohnung erinnert“, sagt die Seniorin: „Und da drüben, da schläft Stupsi.“ Stupsi ist der pelzige Bewohner der WG, der winzige Hund gehört einer anderen Mitbewohnerin. Er schläft auf dem Sessel neben dem Foto von Hannelore Schumacher und obwohl die Seniorin sich vielleicht nicht mehr ganz so flink bewegen kann wie zu Zeiten der Aufnahme, wirft sie für ihn den Ball.



Während Stupsi noch fröhlich mit dem Schwanz wedelt, ordnet die Altenpflegerin Christel Hilbig die Kissen auf Schumachers Bett. Doch so geht das nicht: Hannelore Schumacher will es anders haben und legt selbst Hand an. Schließlich ist es ihr Zimmer. „Ist es dir wieder nicht gut genug?“, fragt Hilbig. Einen genervten Unterton hört man hier nicht. Schumacher streckt ihr einfach die Zunge raus und ordnet weiter die Kissen. „Ich mache gerne Spaß und hier verstehen alle Spaß“, sagt sie. Die Pflegerin lacht. „Ich habe früher auch auf Station gearbeitet, aber das war Fließbandarbeit. Hier hat man wirklich Zeit für die Menschen“, sagt sie. Doch die angenehme Arbeit hat ihren Preis. „Wir haben hier 7,5 Stellen und bei momentan sechs Bewohnern sind zwei Pflegekräfte da“, sagt Pflegedienstleiter Haselbauer: „So können wir uns keine Tariflöhne leisten. Doch wir zahlen auch keine Dumpinglöhne.“ Auch für die Bewohner sei die WG etwas teurer als ein normales Pflegeheim, erklärt Haselbauer, ab Pflegestufe drei käme es sich gleich bishin zu etwas preiswerter aus.

Außerdem sei die Pflegekraft in der WG immer nur zu Gast, sagt Haselbauer. Denn die Bewohner bestimmen, was passiert. „Wir haben auch kein festes Programm wie ein Altenheim, bei uns wird nicht montags von 10 bis 12 gebestellt, egal ob die Leute wollen, oder nicht“, erklärt der Pflegedienstleiter.

Das Programm bestimmen stattdessen auch die Angehörigen der Bewohner. Angelike Elsner ist in Dortmund-Westerfild die Stimme der Angehörigen. „Meiner Mutter gefällt es hier sehr gut“, sagt sie: „Doch wo verschiedene Charaktere zusammen wohnen, ist auch nicht immer Friede, Freude, Eierkuchen.“ Während ihre Tochter erzählt, schaut die 82 Jahre alte Dora Jaekel gebannt auf den Fernseher. Auf dem Bildschirm wiegen sich Frauen in bunten Trachten im Takt.

„Seit meine Mutter hier ist, habe ich das Gefühl, dass ich auch beruhigt nach Hause gehen kann“, sagt ihre Tochter. In der WG werde niemand gezwungen: „Wenn jemand später zu Mittag essen will, dann kann er das. Außerdem schläft jeder so lange, wie er will. Und das Verhältnis zum Personal ist sehr gut.“ Dora Jaekel ist mittlerweile aufgestanden und klatscht vorsichtig die Handflächen aneinander.

Sie singt die Melodie des Liedes mit, den Rest des Wohnzimmers scheint sie vergessen zu haben. Seit 2005 lebt die Seniorin in der WG. Für ihre Mutter sei das nicht irgendein Heim, sagt Elsner: „Das ist ihr Zuhause. Das ist mehr wie eine Familie hier.“

Wie in einer Familie gibt es aber ab und zu auch mal Streit. „Wenn die Damen und Herren am Tisch sitzen, dann knallt es auch schon mal“, erzählt Haselbauer. „Aber hier gibt es auch eine ganz andere Sozialisation mit den Mitarbeitern, weil man weiß, wen man vor sich hat. So läuft auch keiner unserer Kunden weg.“ Trotzdem sei es jedem freigestellt, zu gehen. Zum Beispiel zum Einkaufen, oder mit den Pflegegern zu einem Ausflug. Wer das aber nicht möchte, muss nicht. „Selbstbestimmung ist das Prinzip“, erklärt der Pflegedienstleiter: „Wir wollen den Leuten das Gefühl erhalten, dass sie einen Wert haben.“

Die Senioren-WGs des Pflegedienstes nehmen momentan auch am Leuchtturm-Projekt Demenz hier in NRW teil. „Dabei geht darum herauszufinden, wieviel besser sich die Menschen in einer WG fühlen und wieso“, sagt Haselbauer. Dazu wird gerade geforscht. Hannelore Schumacher braucht dafür keinen Wissenschaftler: „Ich mag nicht den ganzen Tag vor der Flimmerkiste hängen. Ich lese auch gern“, sagt sie auf die Frage, ob sie sich hier wohler fühle als in ihrem letzten Zuhause. „Und sie hilft uns furchtbar gerne“, sagt Pflegerin Christel Hilbig: „Einmal Krankenschwester, immer Krankenschwester, oder?“ Die Frau, die vor vielen Jahren noch selbst andere Menschen gepflegt hat, lächelt zufrieden. „Ich hätte nicht gedacht, dass es mir so gut gefällt“, sagt Hannelore Schumacher: „Aber so ist es. Ich bleibe hier, bis an mein Lebensende.“ (mh)

INFO

Mehr Informationen über die Demenz-WGs gibt es auch beim gemeinnützigen Verein „Wohnen in Gemeinschaft in NRW“, WiG, unter www.wig-nrw.de.



»Ich bin das noch!«

Ein Theaterstück zum Thema Demenz.

Die Schauspielerin Petra Afonin im Gespräch.

bodo: Wie kam es zu der Idee, Demenz für die Bühne zu bearbeiten?

Afonin: Ich interessiere mich für das Gehirn und habe sehr viel darüber gelesen. Aber es interessieren mich speziell an unserem Abend die Angehörigen: was passiert in Beziehungen, wenn ein Mensch eine solche Einschränkung, wie man das ja oft erst einmal empfindet, hat. Der Titel „Ich bin das noch!“ zeigt, dass wir uns dafür interessieren, was bleibt. Also nicht das Defizit zum zentralen Punkt eines solchen Abends zu machen, sondern: Was ist da noch möglich.

bodo: In welchem Verhältnis steht für Sie ein solches Projekt zu Ihrer Arbeit als Kabarettistin?

Afonin: Ich habe mich, als ich in den 70er Jahren zum Theater ging, auch aus Gründen des sozialen und politischen Engagements für Theaterarbeit interessiert. Kabarett hat sich bei mir erst sehr spät entwickelt. Ich habe natürlich viel Freude daran, Menschen zum Lachen zu bringen. Es macht Spaß Clown zu sein, aber grundsätzlich bin ich am zufriedensten, wenn ich Stücke parallel dazu spiele, die einen sozialen Hintergrund haben, wo ich das Gefühl habe, das ist ein Tabu, da habe ich Ideen. Für mich ist das eine ideale Kombination: Mit Musik, mit Chansons, dadurch bekommen schwerere Themen eine Konsumierbarkeit für das Publikum. Viele Themen haben in der heutigen Zeit keine Lobby. Dem Sprache zu geben, Form zu geben, das finde ich gut. Ich glaube, dass Theater da sehr viel bewirken kann. Ich bin immer sehr gespannt vor so einem Abend, was das hinterher für Diskussionen im Publikum gibt.

bodo: Wie würden Sie die Vorbereitungszeit zu solch einem Stück beschreiben?

Afonin: Wenn man in die Recherchen geht, hat man eine gewisse Zielsetzung und interessant ist, wie sich diese im Laufe der Recherchen verändert durch die Realität. Der Schwerpunkt wird oft ein anderer, weil ich sehe, das habe ich ja gar nicht so erwartet. Da wird ein Nebengleis auf einmal wichtiger, als ich es ursprünglich dachte.

In Nordrhein-Westfalen habe ich in einer Einrichtung eine Weile gewohnt, habe die gleichen Essenszeiten gehabt wie die älteren Bewohner, den gleichen Lebensrhythmus. In süddeutschen Einrichtungen bin ich tageweise gewesen. Ich habe Angehörigen-Selbsthilfegruppen aufgesucht. Natürlich haben Einrichtungen auch Angst, dass man Missstände sucht oder sie „wallraff-artig“ dann in die Pfanne haut.

Nach der Materialsammlung kommt der nächste Schritt: das Extrakt. Dann überlege ich: Was mache ich für Figuren auf dem Theater, mache ich ein Lied aus einer Sache, aus einer Situation oder lieber einen gesprochenen Text? Der allerletzte Schritt ist dann die Straffung, der Abschied von einigen Dingen, die einem sehr gut gefallen haben. Dann habe ich Pause.

Danach geht das zur Komponistin. Es kommen dann irgendwann die Noten, die sind anders, als man dachte. Und wenn die Regisseurin dann dazu kommt, gibt es mehrere Sichtweisen. Dann gibt's die Aufgabenteilung, dann bin ich irgendwann Schauspielerin und zum Schluss kann es passieren, dass mir die Regisseurin mein eigenes Stück erklärt, weil ich anfangs, wieder Dinge streichen zu wollen, die vielleicht total wichtig sind, aber ich nicht mehr so schätzen kann, weil ich mich schon zwei Jahre mit dem Thema beschäftige.

»Ich bin das noch«

ein Theaterstück von und mit
Petra Afonin

Klavier: Susanne Hinkelbein,
Simone Witt

3. Februar, 20 Uhr (Premiere)

5. und 6. Februar, 20 Uhr

7. Februar, 11.30 Uhr

prinz regent theater, Bochum

